

**50**   
**+ JAHRE**  
**ST + STE-**  
**PHANUS**

50 Jahre

ST. STEPHANUS



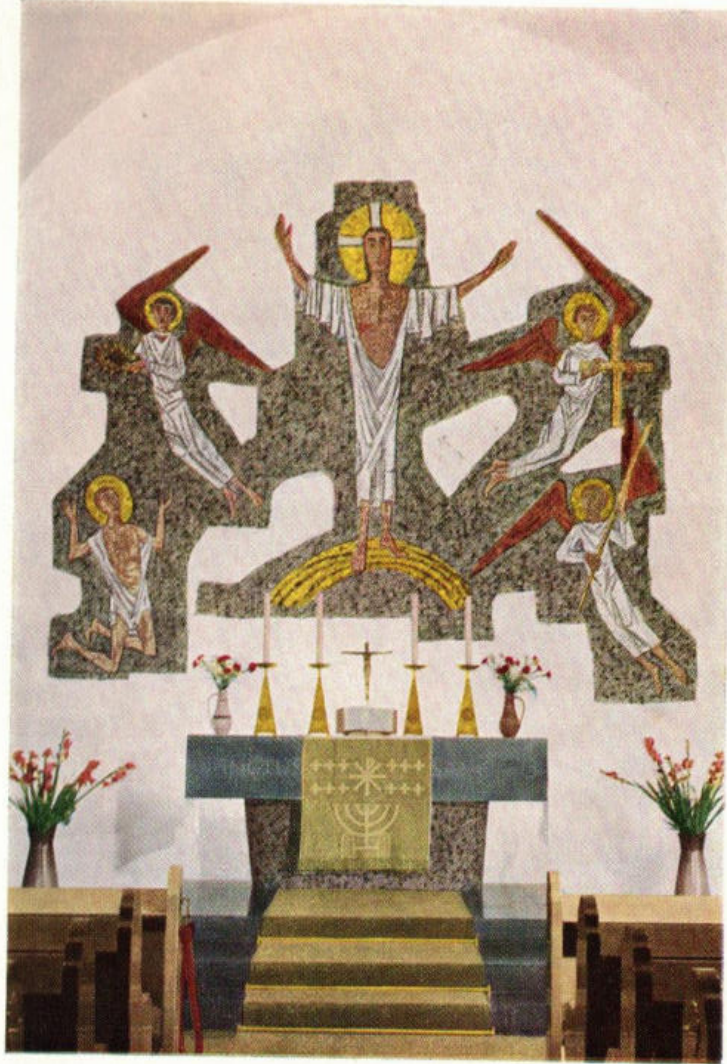
Die St. Stephanuskirche bis 1947

*Als uralter Eimsbütteler und als  
jahrzehntelanger Pastor der ehemaligen  
Kirchengemeinde West-Eimsbüttel  
fühle ich mich mit der St. Stephanus-  
Gemeinde bis heute fest verbunden.*

*Ich habe herzlichen Anteil genommen  
am Bau der St. Stephanuskirche und  
freue mich, daß sie im Laufe der Zeit  
an Schönheit sehr gewonnen hat.*

*Zum 50jährigen Bestehen der  
St. Stephanuskirche wünsche ich der  
ganzen Gemeinde, insbesondere dem  
Kirchenvorstand und Pfarramt,  
daß Gott der Herr dieses Gotteshaus  
allezeit gnädig bebüten und es zu  
einem wirklichen Quellort des  
Gemeindelebens immerdar segnen möchte.*

Pastor em. Otto Uhle



Altar der St. Stephanuskirche Hamburg • Mosaik von Claus Wallner

## Wem sie den Namen verdankt

In der ersten Christengemeinde zu Jerusalem herrschte Armut. Sie nahm mit dem Ansteigen der Gläubigen zu und wuchs den Aposteln schließlich über den Kopf. Da stellen sich sieben Männer zur Wahl, die bereit sind, einen Damm gegen die Not aufzurichten. Einer von ihnen ist Stephanus, mit Weisheit und Begabung ausgezeichnet, Gottes Wort zu verkündigen und wundertätig zu wirken. Das sehen die Schriftgelehrten nicht gern. Ihre Abneigung gegen Stephanus ist zwar unbegründet, denn er hat nichts anderes getan als das Evangelium zu predigen. Trotzdem sieht er sich eines Tages falschen Zeugen gegenüber, deren Aussage erreichen soll, das Volk gegen ihn aufzuhetzen. Dann gibt es einen Aufruhr, und der ist Grund genug, Stephanus als Ruhestörer anzuklagen und zu beseitigen. So wird man zugleich Christus los: man sagt einfach, seine Anhänger gefährden die öffentliche Ordnung.

Stephanus kommt vor Gericht. Auf die Beschuldigungen hin hüllt er sich in Schweigen. Stattdessen wird er vom Angeklagten zum Ankläger. Er wirft dem Hohenpriester und seiner Umgebung vor, sie seien nicht besser als ihre Väter. So wie einst Gottes Propheten von ihnen beseitigt wurden, so ist Gottes Sohn durch sie getötet worden. Diese Schuld lastet auf ihnen. Der Hinweis auf ihre Sünde versetzt die Schriftgelehrten und falschen Zeugen in unerbittlichen Zorn. Das schlechte Gewissen macht sich bemerkbar, ohne daß ein sichtbares Zeichen der Besinnung erfolgt. Ihrer Erbitterung ist nur geholfen, wenn Stephanus verschwindet. Das ist zugleich die beste Abwehr gegen Christus: daß sein Bote unschädlich gemacht wird. Gott verweigert dem Verurteilten nicht seine Hilfe. Er gibt ihm die Kraft, nicht zu verleugnen, sondern standhaft bei seinem Bekenntnis zu bleiben, als der Tod unabwendbar ist. Wie um seine Verbundenheit zu beweisen, läßt er den Sterbenden einen Blick in den offenen Himmel tun. Mögen seine Gegner ihm noch so übel zusetzen, im Grunde können sie ihm nichts nehmen. Sie können ihm sein irdisches Leben nehmen, aber sie können ihn nicht trennen von dem Herrn, der ihn aus dem Tod ins ewige Leben ruft.

Stephanus stirbt ohne Haß gegen seine Widersacher. Im Gegenteil: er bittet Gott um Verzeihen für die, die ihn steinigen, so wie Christus am Kreuz um Vergebung bat für seine Feinde. Stephanus ist der erste Märtyrer der Christenheit geworden. Viele haben sein Schicksal geteilt.

H. H.

## Vom Dorf zur Großstadtgemeinde

VON JOACHIM RICHTER

Heute ist die Kirche St. Stephanus Mittelpunkt einer selbständigen Kirchengemeinde. Sie ist die kleinste in Eimsbüttel. In den folgenden Zeilen meinen wir stets den hamburgischen Stadtteil und nicht den Bezirk Eimsbüttel, der als neuere staatliche Gliederung der Freien und Hansestadt Hamburg neben diesem namengebenden Stadtteil noch weitere Gebiete umfaßt. Die gegenwärtig größte Gemeinde in Eimsbüttel ist die der Christuskirche mit 24 000 Seelen in einem 31 000 Einwohner umfassenden Bereich, dann folgen die Apostelkirche mit 20 000 Seelen bei 25 000 Einwohnern, die Bethlehemkirche mit 19 000 Seelen bei 24 000 Einwohnern und schließlich St. Stephanus mit 17 000 Seelen bei 22 000 Einwohnern. Immerhin zählt auch die kleinste Eimsbüttler Gemeinde noch zu den großen Gemeinden in Hamburg. Sie ist erst am 1. April 1947 entstanden. Vor dieser Zeit war die Kirche seit ihrer Einweihung am 15. Dezember 1912 neben der Apostelkirche die zweite Predigtstätte der ehemaligen Gemeinde West-Eimsbüttel. Diese bestand seit dem 5. Oktober 1890. Die Kirchengemeinde Eimsbüttel selbst war erst wenige Jahre zuvor, am 15. Januar 1882, selbständig geworden. Ihre Bewohner gehörten vorher zum Kirchspiel Eppendorf. Diese Verbindung zwischen Eppendorf und Eimsbüttel ist uralte, sie führt uns bis in das Mittelalter zurück.

Urkundlich wird das Dorf Eimsbüttel erstmalig im Jahre 1275 erwähnt. Sicher ist die Siedlung aber älter. Es wird wahrscheinlich nicht mehr zu klären sein, ob Eimsbüttel, bevor es zu dem vor 1267 entstandenen Kirchspiel Eppendorf kam, noch zu dem 834 begründeten Urkirchspiel St. Marien in Hamburg oder zu einem der um die Mitte des 12. Jahrhunderts verselbständigten Großkirchspielen, etwa Rellingen, gehört hat. Für das spätere Schicksal Eimsbüttels ist das Jahr 1339 wichtig. Damals, am 11. März, verkaufte Graf Adolf VII. von Holstein und Schauenburg dieses Dorf an das Nonnenkloster des Zisterzienserordens Herwardshude (Harvestehude). Während der Reformationszeit wurde es in eine Stiftung umgewandelt. 1530 siedelte es ins St. Johanniskloster um und führte seitdem diesen Namen. Das St. Johanniskloster behielt den umfangreichen Landbesitz. Eimsbüttel blieb daher weiterhin in seiner Verwaltung.



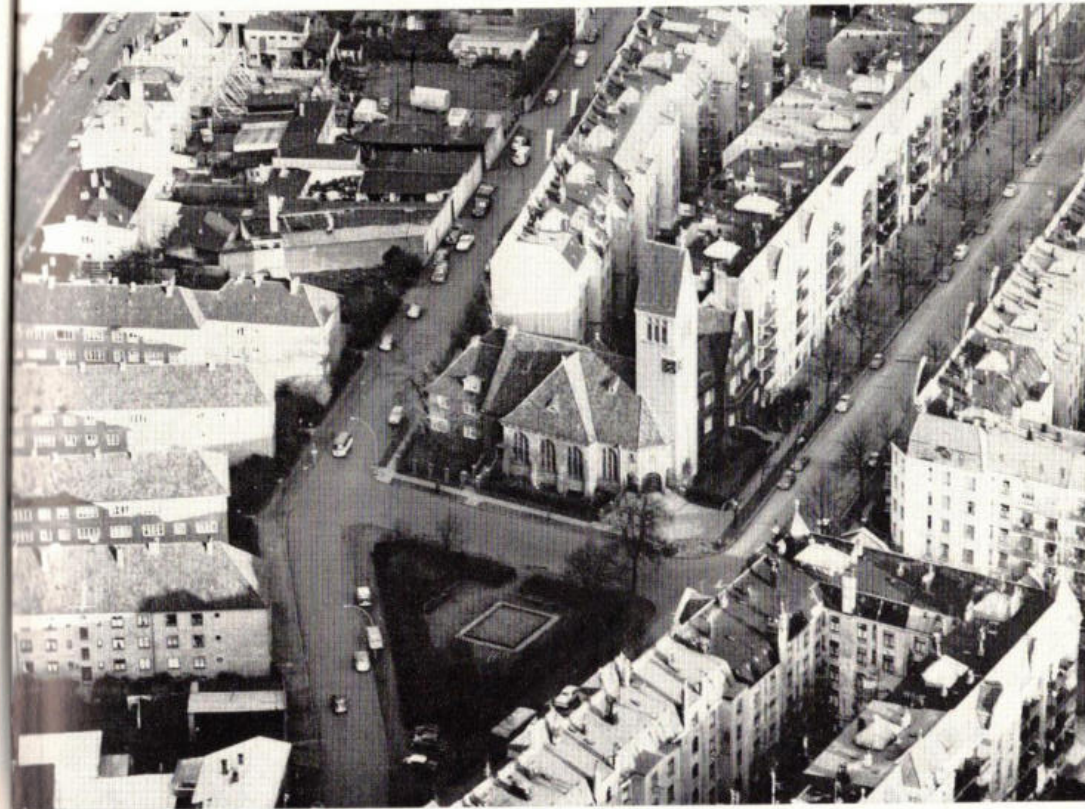
Prospect des angenehmen Lust-Dorfes Eimsbüttel nebst dem Schäferkamp bey Hamburg um 1800  
Hamburgensien-Sammlung Carl Tinius

Die Dorfgemarkung Eimsbüttels entsprach, von kleineren Grenzberichtigungen abgesehen, dem Gebiet des späteren Stadtteils. Mit seinen drei Bauernhöfen (Vollhufen) und ursprünglich vier Kätnerhöfen war Eimsbüttel ein kleines unbedeutendes Dorf. Es ist daher verständlich, daß man kein eigenes Gotteshaus hatte, sondern im benachbarten, größeren Eppendorf – dort standen allein acht Bauernhöfe (Vollhufen) – zur Kirche ging. Den Weg nach St. Johannis in Eppendorf werden viele Generationen von Konfirmanden zu Fuß gemacht haben. Die Bauern werden am Sonntag mit ihren Familien und mit ihrem Gesinde zum Gottesdienst gefahren sein; denn der Kirchenweg, er folgte den heutigen Straßen: Schulweg – Im Gehölz – Gärtnerstraße – Abendrothsweg, wurde im Laufe der Zeit immer wieder ausgebaut und mit Steinen befestigt.

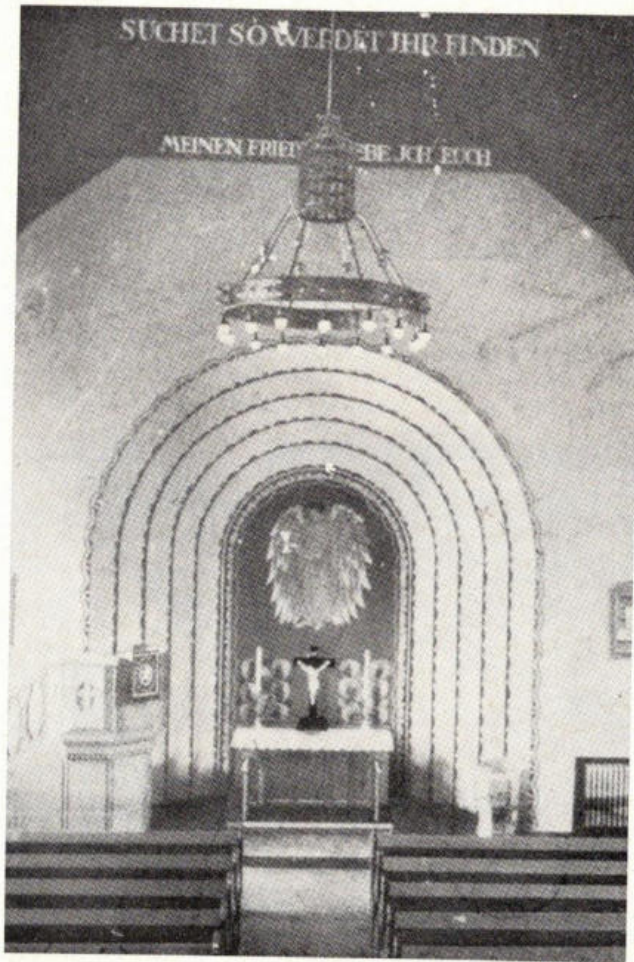
Bis etwa 1700 änderte sich an dem Bild des stillen, bescheidenen Dorfes nicht viel. Seit dieser Zeit zog jedoch die Stadt Hamburg Eimsbüttel stärker in ihren Bann. Zunächst schufen sich hier erst vereinzelt, dann immer mehr wohlhabende Familien ihre Sommerwohnungen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird der »Prospekt des angenehmen Lustdorfs Eimsbüttel nebst dem Schäferkamp by Hamburg« gezeichnet worden sein. Er zeigt weite Wiesenflächen, einen idyllischen Wald und hier und da einige Häuser im Hintergrund. Auch Ausflugslokale entstanden im grünen Eimsbüttel, so der bekannte Heußhof, der im gesellschaftlichen Leben Hamburgs zeitweilig eine Rolle spielte, so später in der Fruchttalée die Gartenwirtschaft »Mariannenruh«. Im Vergleich zu anderen Orten vor den Toren der Stadt blieb hier der Zuzug noch gering; denn 1810 hatte das Dorf erst 364 Einwohner, bis 1838 war diese Zahl auf 515 angestiegen. Im weiteren Verlauf der Geschichte wurde zunächst die politische Bindung an Hamburg enger. 1830 ging die Verwaltung und Rechtsprechung des Dorfes von der Stiftsverwaltung des Klosters auf den Rat über, der sie durch die Landherrenschaft der Geestlande ausübte.

Entscheidend für das künftige Schicksal des Dorfes wurde allerdings der wirtschaftliche Aufstieg Hamburgs. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bestimmten noch vorwiegend Handel und Verkehr das Wirtschaftsleben der Stadt. Die gewerbliche und industrielle Entwicklung setzte dagegen zunächst nur zögernd ein und erfreute sich keiner besonderen Förderung. Obwohl erst 1835 und nur unvollkommen die Gewerbefreiheit in Hamburg hergestellt war, kam es nach dem großen Brand von 1842 in verstärktem Umfange zur Gründung von gewerblichen Betrieben. 1855 zählte man bereits 500 Fabriken. Erst am letzten Tage des Jahres 1860 fiel die den Verkehr mit den Vororten behindernde Torsperre. Menschen und Fabriken brauchten Raum. Die Stadt hatte sich längst über ihr Kerngebiet hinaus erweitert, sie dehnte sich immer weiter aus und erfaßte nun auch unser Eimsbüttel. Seit 1861 konnte man von der Ecke am Sandweg für 5 Pfennig mit den Bassonschen Pferdeomnibussen in die Stadt fahren. 1864 wurden Gasleitungen gelegt. Wenige Jahre später folgten Wasserleitungen. 1866 zählte Eimsbüttel 3000 Einwohner. Seit den Gründerjahren nach 1872 verlor es in zunehmendem Maße seinen dörflichen Charakter, immer mehr Häuserblocks wuchsen auf den Wiesen und Äckern empor. 1882 betrug die Einwohnerzahl bereits 19 000. Jetzt wurde die Gemeinde auch

kirchlich selbständig und erhielt mit der Christuskirche ihr erstes Gotteshaus. Bis 1890 hatte sich die Einwohnerzahl mit 46 000 mehr als verdoppelt, und ihr weiteres Anwachsen war abzusehen. Die Kirchengemeinde wurde daher geteilt: West-Eimsbüttel mit der Apostelkirche entstand. Aus der aufgezeigten Entwicklung zog auch die staatliche Verwaltung ihre Konsequenz: 1894 wurde die Gemeinde ein Stadtteil. Um die Jahrhundertwende setzte sich der Bevölkerungsanstieg weiter fort. An der kirchengemeindlichen Einteilung änderte sich zwar bis 1947 nichts; als im Jahre 1912 jedoch bereits fast 120 000 Menschen in Eimsbüttel wohnten, entstand als neue Predigtstätte unsere Kirche.



Luftbild Dezember 1962 · Freigabe-Nr. 219117 Luftamt Hamburg



Altarraum 1912

WEST-EIMSBÜTTEL  
braucht eine neue Kirche

VON HANS HERNTRICH

Es ist reizvoll, die Protokolle des Kirchenrats aus den Jahren 1909 bis 1912 durchzublättern, soweit sie sich mit dem Plan und Bau der Stephanuskirche beschäftigen. Sie sind im Archiv des Landeskirchenamts aufbewahrt, chronologisch sorgfältig zusammengestellt, in gestochener Handschrift, niedergelegt in einem wertvoll gebundenen, umfangreichen Buch, wie es heute nach Art und Größe allenfalls bei Briefmarkensammlern beliebt, aber sonst fast aus der Mode gekommen ist. Wir wissen, daß jene Generation uns Heutigen in der Sorgfalt schriftlicher Bearbeitung um ein Vielfaches überlegen war, trotzdem bleibt die Leistung des Unbekannten erstaunlich, der seine Kraft einer solchen kunstvollen Niederschrift gewidmet hat. Man müßte seine Bemühungen nachträglich mit »eins« honorieren; vielleicht läßt der Gute in seinem himmlischen Ruhestand sich diese Ehrung heute noch gefallen. Etwas anderes ist die stilistische Gestalt, in der uns das Ergebnis solchen Redens und Schreibens entgegentritt. Der rührige Schreiber war Anhänger eines inzwischen geächteten Aufsatzkorsetts, das dazu erzog, in Geleisen zu denken und der Wahrheitsliebe peinlich genau und allzu umständlich Rechnung zu tragen. Datumsangaben, bei denen nur noch die Uhrzeit fehlt, Preisberechnungen, die sich auf halbe Pfennige zu stützen scheinen, Personen- und Ortsangaben, die in einer den Verfasser offenbar selbst nicht ermüdenden Zähigkeit ständig wiederholt werden, beherrschen das Dokument. Es braucht einigen guten Willen, darüber hinwegzulesen. Aber zugleich ist klar, daß hier nicht nur ein Protokollverfasser oder ein Kollegium von Kirchenräten spricht, sondern daß sich darin der Zeitgeist niederschlägt: in solcher würdigen Umständlichkeit pflegte man sich damals zu äußern. Die Festschrift, die der Kirchenvorstand anlässlich des 25jährigen Bestehens der Gemeinde 1915 herausgab, bietet das gleiche Bild. Der Gemeindeälteste H. Philippsen, der sie bearbeitete, ist den Urkunden und Quellen sorgfältig nachgegangen. Das Ergebnis war ein schönes, gut verlegtes Buch, das man gern erwarb und über dessen Besitz sich mancher glücklich schätzte. Trotzdem ist es für heutige Begriffe unlesbar.

Das alles soll uns nicht müde machen, die Dokumente neu zur Sprache zu bringen und so die Zeit lebendig werden zu lassen, in der die Stephanuskirche das Licht der Welt erblickte.

Der Beobachter stellt zunächst die Frage: wie war es möglich, die Kirche an das äußerste Ende der Gemeinde zu legen? Eine Kirche soll doch Mittelpunkt sein; man muß ihren Turm sehen, ihre Glocken hören können; wie will sie an der Peripherie des Stadtteiles, dem sie zugehört, ihren Zweck erfüllen? Das ist die kritische Frage an die Planer; und wir müssen mit der Feststellung beginnen: die städtebauliche Entwicklung West-Eimsbüttels war in den Jahren nach 1900 in solchem Tempo fortgeschritten, daß die Kirche mit ihren Ansprüchen nicht Schritt halten konnte und schließlich den Zeitpunkt für eine günstige zentrale Niederlassung verpaßte. Als man die Errichtung der zweiten Predigtstätte in Angriff nahm

— die Apostelkirche am Eimsbütteler Markt stand schon viele Jahre vorher —, hatte sich fast jede Baulücke geschlossen, die zentralen Grundstücke waren vergeben. So kam die merkwürdige Lage zustande, in der St. Stephanus uns begegnet: am Eidelstedter Weg, der bis 1864 die deutsch-dänische Grenze bildete, dann die Freie und Hansestadt Hamburg von Preußen trennte, jahrzehntelang den bezeichnenden Namen »Grenzstraße« trug und uns bis heute an die Nachbarschaft von Gebieten gemahnt, deren Bewohner politisch zu Hamburg, aber kirchlich zu Schleswig-Holstein, nämlich zur Gemeinde Langenfelde gehören.

Natürlich sind schon damals Bedenken gegen die Lage der Kirche erhoben worden. Es gibt sogar Hinweise, daß man über die Möglichkeit, im mittleren Gemeindeteil einen Platz zu finden, Verhandlungen aufgenommen hat. Unbegreiflich erscheint dem Verfasser, warum man nicht auf jene Stelle zugeht, wo Methfesselstraße, Lutterothstraße und Stellingner Weg ihr eigentümliches, noch heute unbebautes Dreieck bilden.

Mochte die Kaufgelegenheit nicht gegeben oder versäumt sein — man begnügte sich mit dem Winkel an der Grenze des Niemandslandes. Dort war ein Eigentümer bereit, für 48 000 Mark ein 1500 Quadratmeter großes Grundstück zu verkaufen. Dies war nach damaligem Maß eine beträchtliche Summe, die beweist, wie dicht das Häusernetz sich geschlossen hatte. Man konnte es sich vor 50 Jahren schon leisten zu hohen Preisen anzubieten, und wir werden sehen, wie das Angebot noch nicht zum Kauf führte. Denn nun mußte die Zustimmung vom Kirchenrat eingeholt werden, und Kirchenräte sind keine Kurzstreckenläufer. Die Akte wurde zu den Akten gelegt. Was ihr nicht bekam, denn der Eigentümer hatte sein Angebot befristet. Als die Zeit verstrich, setzte er den Preis herauf und erleichterte die Kirchenhauptkasse um weitere 6000 Mark.

Die Mittel, welche die Synode bewilligt hatte, sahen den Bau einer Kirche und zweier Pfarrhäuser vor. Die Kirche war auf 600 Plätze berechnet, dafür wurden 86 000 Mark veranschlagt, nicht eingeschlossen das Inventar: Glocken, Orgel, Kanzel, Altar und Taufbecken, die später aus Stiftungen und Gemeindemitteln bestritten wurden. Selbst wenn man bedenkt, daß dem Geld damals ein höherer Wert zukam, liest man eine solche Zahl mit Neid. Man mache heute einmal den Versuch, mit 86 000 Mark eine Kirche zu bauen! Eine armselige Kapelle wäre das bescheidene Ergebnis solchen Bemühens. Hier haben sich die Begriffe wesentlich verschoben; und es ist klar, daß auch das kirchliche Bauen vom Glanz und Elend im heutigen Baugewerbe nicht unberührt bleiben konnte.

Die beiden Pastorate wurden mit je 40 000 Mark berechnet — auch dies eine beneidenswerte Summe für jeden, der die räumlichen Möglichkeiten der Häuser kennt: konnte am Eidelstedter Weg doch eine Pfarrersfamilie mit neun Kindern unterkommen! Aber lassen wir das Verweilen bei solchen Gedanken und erwähnen noch, daß zunächst nur ein erster Bauabschnitt in Angriff genommen und 1912 abgeschlossen wurde. In diesem Projekt war das zweite Pastorat noch nicht verwirklicht.

Die zweite Predigtstelle sollte nämlich zunächst nur von einem nicht residenzpflichtigen Pfarramtskandidaten ausgefüllt werden, also von einem Mann, der sein Studium

zwar abgeschlossen hatte, aber noch in der praktischen Ausbildung stand. Er brauchte nicht in der Gemeinde zu wohnen, wie man das vom Pastor erwartet. Heute würde man ihn »Vikar« nennen: er hat sein theologisches Pensum gelernt, hat erste Prüfung abgelegt und sucht Erfahrungen in Predigt und Konfirmandenunterricht zu sammeln. Er wird einem Pastor zugewiesen, der ihn anleitet und ihm aus seinem Aufgabenbereich den einen oder anderen Dienst unter Aufsicht übertragen soll. Darüber hinaus hat der Vikar zweimal wöchentlich das »Kandidatenkolleg« zu besuchen, wo er sich in den Vorlesungen der Hauptpastoren weiterbildet. Ein solcher Mann erschien an St. Stephanus und brachte einen Brief eben dieses Hauptpastorenkollegiums, das die Mahnung aussprach, der Kandidat dürfe auf keinen Fall den Vorlesungen fernbleiben; sein Dienst in der Gemeinde sei so einzurichten, daß er mit der Kollegzeit nicht kollidiere. Jemand, dessen eigene Vikarszeit nicht allzuweit zurückliegt, liest eine solche Bemerkung mit Vergnügen.

Weil es damals schwerer war für einen Anfänger, darum sei die Lage jenes ahnungslos-unglücklichen Pfarramtskandidaten von St. Stephanus genauer umschrieben. Es amtierte dort Pastor Nissen; ihm oblag die Betreuung von 20 000 Seelen, die zur neuen Kirche gehörten. Pastor Nissen bekommt einen Kandidaten. Es geht nicht anders: der Gesamtkomplex wird geteilt in zwei annähernd gleichgroße Bezirke. Der nicht viel anders als von der Universitätsbank weggeholt junge Mann beginnt also in einem Gemeindebezirk von 10 000 Menschen. Ich wage mir allein seine Konfirmandenzahlen nicht vorzustellen. Von Pastor Uhle wird erzählt, er hatte in manchen Jahren bis zu 700 Konfirmanden. Welch ein Verhältnis zur Zahl! Was für ein Abenteuergeist! Welch ein realistischer Romantiker, der sich zumuten kann derartiges zuwege zu bringen!

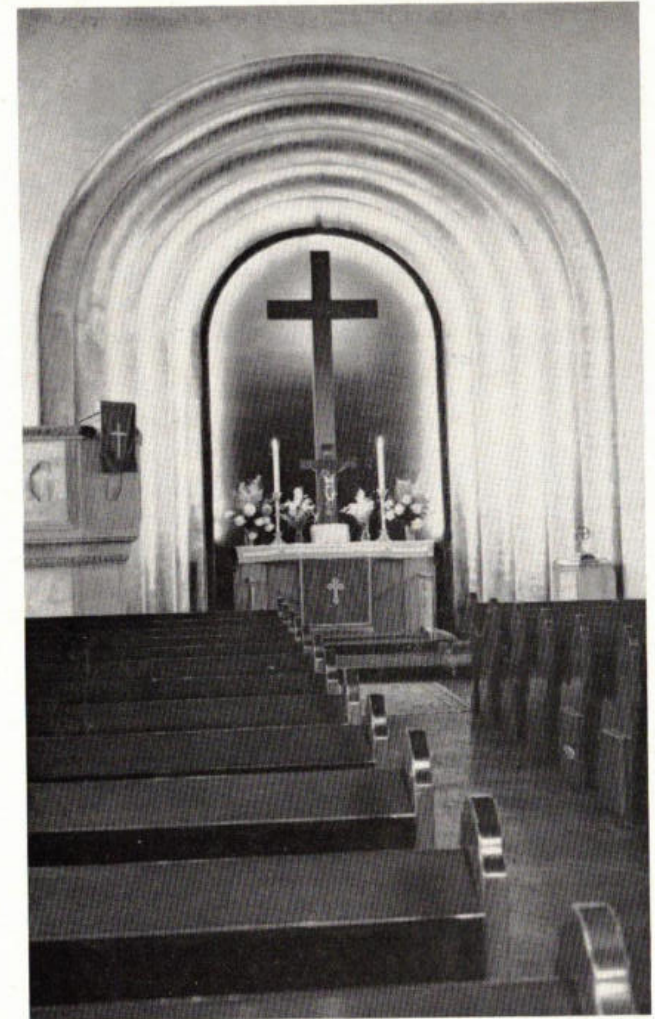
Auf diesem Hintergrund liest sich die Mahnung der Hauptpastoren wie ein Hohn. Als Pastor Nissen im April 1912 die Grundsteinlegung der Stephanuskirche vollzog, hat er in unsentimentaler Klarheit die Verhältnisse umrissen: gegenwärtig könne auf 10 000 Menschen im günstigsten Fall ein Pfarrer, auf 20 000 Menschen eine Kirche entfallen. Kürzlich hat jemand ausgerechnet, in Hamburg kämen zur Zeit durchschnittlich 5400 Gemeindeglieder auf einen Pastor. Diese Zahl wird immer



noch als zu hoch empfunden, weil schon sie die leidliche Übersicht und geordnete Betreuung kaum möglich macht. Halten wir uns vor Augen, daß in Amerika schon Gemeinden von 1500 Seelen als groß beurteilt werden. Das sind für uns vorerst noch Träume; für unsere Amtsbrüder um 1910 mochten sich endzeitliche Sehnsüchte dahinter verborgen haben.

Verantwortlich für den Bau der Kirche zeichneten die Architekten Distel und Grubitz. Ihr Projekt ist zwar das kostspieligste unter den eingegangenen Entwürfen gewesen, hat aber einstimmig den Beifall der aus dem Kirchenvorstand gebildeten Kommission von »Sachverständigen« gefunden. Die Zustimmung des Kirchenrats erfolgte rasch, aber nicht ganz so beifallfreudig; und der Architekt der Landeskirche, Herr Meerwein, bekam Auftrag, einige Korrekturen am Entwurf der Herren Distel und Grubitz vorzunehmen. Leider verschweigt das Protokoll, welche Steine den Anstoß bildeten, so daß der Kirche nicht mehr anzusehen ist, wo die Gedanken der Architekten aufhören und die der Kirchenräte beginnen.

So erhielt West-Eimsbüttel nach einer Bauzeit von acht Monaten seine neue Kirche. Das Ergebnis war ein Mehrzweckbau, wie er damals modern wurde: ein Gotteshaus, das die Verbindung von Kirchenschiff, Gemeinderäumen und Wohnungen unter einem Dach anstrebt. Der nahe liegende Nachteil, daß der Gottesdienstraum ein Saal neben anderen wird, ist durch den Verzicht auf die Schiebetür und den beweglichen Altar vermieden. Der Vorzug liegt auf der Hand: der Mehrzweckbau bedarf dank seiner geringen Ausdehnung nur eines kleinen Grundstücks. Hier war nur ein kleines vorhanden. Auf ihm konnte ein selbständiges Gemeindezentrum erwachsen. Eine sehr kleine Baufläche haben zwei tüchtige Architekten meisterhaft ausgenutzt. Man kann von dem, was sie daraus zu machen wußten, nur mit Achtung sprechen. Am dritten Adventssonntag 1912 vollzog Senior D. Grimm die Weihe der Kirche. Vorausgegangen war die Eingabe beim Kirchenrat, man möge dieser zweiten Predigtstätte den Namen des Märtyrers Stephanus beilegen. Damit kam zum Ausdruck, daß sie sich als Tochter der Apostelkirche verstand — so wie Stephanus der erste Diakon gewesen war, der den Aposteln in der Betreuung der Urgemeinde zur Hand ging.



Altarraum bis 1956

*Eine Gemeinde schafft sich Raum*

Die feierliche Amtseinführung der ersten Kirchenvorsteher durch Landesbischof D. Schöffel am 27. April 1947 erfolgte vier Wochen nach Gründung der selbständigen St. Stephanus-Gemeinde. Sie ahnen ebensowenig wie die beiden Pastoren, welchen schweren und verantwortlichen Aufgaben sie entgegengehen und wie viele Kinderkrankheiten überwunden werden müssen.

Junges Leben braucht Raum. Aber noch sind die Pastorate vom Keller bis unter das Dach vollgestopft mit Flüchtlingen und Ausgebombten, über 20 Menschen in jedem Haus! Es ist viel Geduld nötig, bis für Pastoren, Diakon und Gemeindegemeindeführer Wohn- und Arbeitsraum geschaffen ist.

1952 beginnt dann systematisch Jahr für Jahr der Aufbau. Zum vierzigsten Geburtstag bekommt die Kirche innen ein neues Kleid und dann der Reihe nach bleiverglaste Fenster, ein neues Dach, schmucke Vorgärten, eine vergrößerte Freitreppe und einen plattenbelegten Vorplatz. In der gleichen Zeit werden auch die größten Kriegsschäden an den beiden Pastoraten beseitigt.

Aber die Raumnot bleibt. Für fünfzehn Jugendkreise und alle Konfirmandengruppen reichen die zwei Säle nicht aus. Alle Erweiterungspläne werden abgelehnt. Da ist es fast ein Akt der Verzweiflung, als der Pastor auf dem Heideburg-Ausflug die Gemeinde zur Selbsthilfe aufruft! Sie kommen, die Alten und die Jungen, und schleppen mit den Pastoren und ihren Familien den Sand in Marmeladeneimern aus dem Kirchenkeller auf die Straße, wochenlang, bergehoch. Die ehemaligen Luftschutzwände werden zerschlagen und zum Untergrund für die künftigen Jugendräume.

Am 16. Januar 1955 können die neuen Jugendräume unter der Kirche bei großer Anteilnahme der Gemeinde in Benutzung genommen werden.

Die Freude dauert nicht lange. Ein Jahr darauf wird der schon lange schadhafte Steinholzfußboden der Kirche erneuert. Dabei entdeckt der Pastor, daß die Eisenteile im Betonboden vom Rost zerfressen sind. Der herbeigeholte Fachmann verbietet ab sofort das Betreten des Kirchenschiffes und der Emporen wegen Einsturzgefahr. Ein halbes Jahr rattern dann die Preßluftschlämmer in Tag- und Nachtschichten. Die Betonbrocken des Fußbodens und die einzementierten Sandsteinblöcke des Taufsteins, des Altars und der Kanzel stürzen in die neuen Jugendräume. Beim Abbruch der Emporen läßt sich auch die ohnehin ausgediente Orgel nicht halten und kommt auf den Schrottplatz.

Eine schwere Prüfung für die junge Gemeinde: fast ein Jahr lang müssen alle Gottesdienste im Saal, müssen Unterricht, Frauenhilfe und Bibelstunden in der Küche stattfinden. Fast ein halbes Jahr dauert der Wiederaufbau. Stehen blieben nur Außenmauern und Dach.



Eine Gemeinde opfert für ihre Kirche

Conti-Press

Mit Geschick und klarem Blick wird ganze Arbeit geleistet. Der Keller unter der Kirche wird in den Aufbau einbezogen. Mit unwahrscheinlich geringen Kosten entstehen dort Filmsaal und Teeküche, Clubzimmer, Bücherei und vier Jugendräume, Toiletten und Garderobe. Damit hat die Gemeinde zunächst genügend Raum.

Unter der Leitung des Architekten Bernhard Hopp erhält der Innenraum der Kirche ein völlig neues Gesicht. Trotz der belebenden Formen des Jugendstils gab der schwarzbraune Anstrich der Bänke, Emporenbrüstungen, Kerzenhalter und sprüchetragenden Dachbalken dem alten Bau ein zwar anheimelndes aber doch düsteres Gepräge. Die hellen Farben haben alles nun wesentlich weiter und festlicher gemacht. Man verzichtet auf die vorderen Bankreihen, erhöht und erweitert den Altarraum und schafft aus dem dunklen Kirchsaal ein würdiges Gotteshaus.

Die damaligen Kirchenvorsteher verdienen noch heute unsere Anerkennung. Sie kannten meist noch die erste Gestaltung des Altarraums, das Bild des kelchtragenden Engels in der Apsis und daneben die Liedertafeln und Sprüche an den Wänden. Sie entsannen sich der heißen Diskussionen, als der Kunstmaler Bollmann mit seiner »Vision des Stephanus« die große Altarnische füllte und als deren mystische und zugleich grelle Farben schon bald Anstoß erregten und mit rotem Plüsch überspannt wurden. Sie waren es gewohnt, daß die Glühlämpchen um den Plüschvorhang und die Leuchtstoffröhren in dem großen Hohlkreuz magisch aufglühten. Aber sie waren nun bereit, mit einer die Künstler fast bedrängenden Leidenschaft den Altarraum so zu gestalten, daß er möglichst noch im Jahre 2000 gültig wäre. Durch geschickte Umwandlung wurde aus dem benachbarten Schrankzimmer eine würdige Sakristei, ein schlichter Gebets- und Beichtraum.

Als Bischof D. Hertrich am 1. April 1957 der zehn Jahre zuvor selbständig gewordenen Gemeinde ihre Kirche wieder weihte, war erst der Anfang gemacht. Viel Liebe und Opfer hat die Gemeinde dann nach festem Plan in ihre Kirche hineingebaut. Altarleuchter und Tauffünfte, Kreuz und Orgel, Altar- und Kanzel sind Zeichen der erstaunlichen Opferfreudigkeit unserer Konfirmanden und vieler Gemeinemitglieder.

Nach Abschluß des Wiederaufbaus, im Urlaub, erreichte mich die Nachricht: Der Turm wankt! Tatsächlich waren große Brocken lose, drohten herabzustürzen auf Menschen und Gebäude.

Die unmittelbare Raumnot war beseitigt, nicht jedoch der Fehler, den unsere Kirchenväter gemacht hatten, als sie das Gotteshaus an den äußersten Rand der Gemeinde bauten. Um die ganze Gemeinde betreuen zu können, mußte in der entgegengesetzten Ecke ein zweites Gemeindezentrum entstehen.

Nach Überwindung großer Schwierigkeiten konnten wir 1955 das Grundstück Schwenckestraße 52 erwerben. Unsere ursprüngliche Absicht, auf dem Hof oder in der Straßenfront einen großen Gemeindesaal oder eine zweite Gottesdienststätte zu errichten, ließ sich nicht durchführen.

Ein anderer Traum ging in Erfüllung. Als mich der hochverehrte Altbischof D. Schöffel bei meinem Antrittsbesuch fragte, was mir in der neuen Gemeinde besonders aufgefallen sei, sagte ich: »Die Menge der Kinder, die kein richtiges Zuhause haben und deshalb gefährdet sind; sie brauchen Wärme, Anleitung, Ziele; sie brauchen eine Heimat.« Dafür hatten wir jedoch keinen Raum. Nach vielen vergeblichen Wegen und bitteren Enttäuschungen schenkte uns das Zahlenlotto fast die gesamte Bausumme; bisher hatte noch keine Kirchengemeinde jemals eine so große Summe erhalten. So entstand nach dem Plan des Architekten Quednau unser schönes im Herbst 1960 eingeweihtes Kindertagesheim. Es ist mit soviel Geschmack eingerichtet und mit soviel Liebe ausgeführt, daß es ein Schmuckstück unserer Gemeinde bleiben wird. Das vierstöckige Vorderhaus auf dem gleichen Grundstück wird Anfang 1963 begonnen und soll außer dem Kirchenbüro, der Schwesternstation und zwei Gemeinderäumen die Wohnungen für die kirchlichen Mitarbeiter enthalten.

Mit viel Glück gelang es, ein weiteres Grundstück in unserem Gemeindebezirk zu erwerben. An der Ecke Hellkamp-Clasingstraße wird der Architekt Erler den der Gemeinde noch fehlenden großen Saal und die Wohnung für den dritten Pastor bauen.

Damit ist die erste Aufgabe, der Gemeinde ausreichenden Lebensraum zu schaffen, gelöst; der Name unseres Kirchenvorstehers Wegehaupt wird immer mit dieser Periode verbunden bleiben. Bestimmt nicht geringer ist die vor uns liegende Aufgabe, dafür zu sorgen, daß in diesen Räumen eine christliche Gemeinde lebt.



Fresko »Vision des Stephanus« von Bollmann

## Wenn Steine reden

VON PAUL GERHARD MÜLLER

Du gehst durch die abendlichen Straßenschluchten West-Eimsbüttels. Glocken läuten. Ihr eigentümlich lockender Klang — er beruht darauf, daß dem d und f der dritte Ton des Dreiklages fehlt — läßt dich innehalten. Du folgst ihm. — Fast versteckt findest du eine Kirche. Auf dem Satteldach des Turmes ein Wetterhahn. »Hahnenkirche« sagen deshalb die Kinder. Und vielleicht vermag eines zu erzählen, wie der sonst so mutige und vorlaute Petrus, von den spöttischen Fragen einer Frau verwirrt, jede Verbindung mit Jesus wiederholt leugnet, für den sein Leben zu lassen er eben geschworen hat; beim drittenmal kräht der Hahn. »Der paßt auf«, sagt wohl das Kind und zeigt auf den Turmhahn, »ob wir auch so feige sind«.

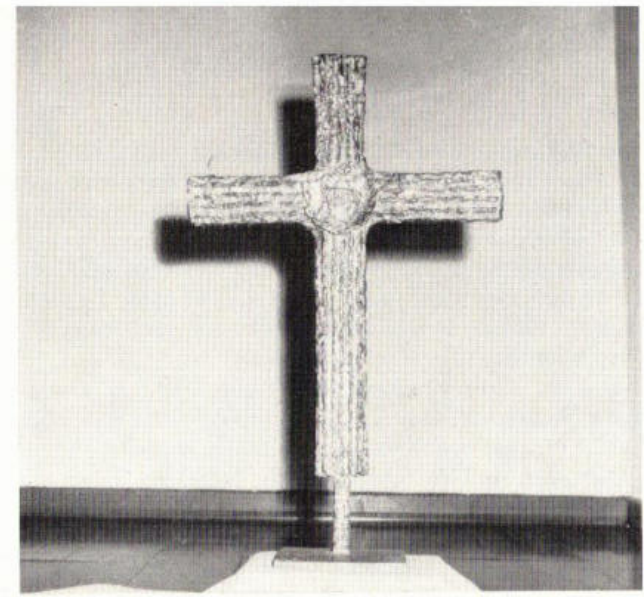
Der Jugendstil des Backsteinbaues verrät seine Entstehungszeit (1912). Du überquerst einen heckenumsäumten Vorplatz und steigst neun Stufen empor. Von einer quadratischen Vorhalle aus betrittst du das Schiff der Kirche und ziehst unwillkürlich den Kopf ein; die weit vorgezogene Orgelempore verstärkt den Eindruck einer besonders niedrigen Tür.

Nur ein paar Schritte, dann wird dein Blick eingefangen von dem großen Altar-  
mosaik aus Naturstein. Den ganzen Raum beherrscht die Gestalt des Christus, der dir seine Arme einladend und segnend entgegenstreckt. Der Hamburger Glas-  
künstler Claus Wallner hat versucht, das Geheimnis des Gottmenschen sichtbar zu machen: den König auf dem Himmelsbogen, umgeben von weißgekleideten Engeln, die Kreuz, Lanze und Dornenkrone tragen. Diese Würdezeichen seines Königtums sind dir zugleich mit dem Sterbelinnen und den blutigen Nägelmalen Beweis: Der da ist in allem mein Bruder geworden, mein Herr und mein Erlöser.

Uns von allen Gestalten am nächsten kniet mit betend erhobenen Armen Stephanus; er gibt unserer Gemeinde Namen und Leitbild. Lukas erzählt von ihm im 6. und 7. Kapitel der Apostelgeschichte: wie er gewählt wird mit sechs anderen als »Diakon«, als Diener seines Herrn und seiner ärmsten Brüder —, wie er, erfüllt vom Heiligen Geist »Wunder und große Zeichen unter dem Volk« tut —, wie er in der Öffentlichkeit und vor dem Hohen Rat den Sieg des Gekreuzigten bezeugt, strahlend in seiner Gewißheit, gefährlich in seiner Überzeugungskraft; er sieht nicht den Tod in den Augen seiner Richter und in den auf ihn herabprasselnden Steinen; er sieht im Augenblick seines Todes den Himmel offen und Christus als den Auferstandenen und Lebendigen; sein letztes Wort ist ein Gebet für seine Mörder. Zu seinen Häupten hält der Engel die Märtyrerkrone, als gelte des Herrn Wort zunächst seinem ersten Blutzeugen: »Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.«

Am 26. Dezember, dem Tag des Erzmärtyrers Stephanus, gedenkt die Christenheit seines Todestages, an dem er zu neuem Leben geboren ist: »Gestern feierten wir den irdischen Geburtstag des Herrn und heute den himmlischen Geburtstag seines Dieners«. Das Bild dieses Sterbenden, für den der Tod aufgehoben ist, hat sich offenbar so in das Herz seines Mordhelfers geprägt, daß aus dem fanatischen Verfolger der todesbereite Apostel, aus einem Saulus ein Paulus wird.

Wenn dein Blick sich löst, bemerkt er, wie der graubunte Mosaikgrund der Wölbung wiederkehrt auf dem ovalen Fuß der riesigen Altarplatte. Das dreimalige »SANCTUS« auf dem graugrünen Dolomit erinnert dich an das »Heilig, Heilig, Heilig« der himmlischen Chöre, in das die irdische Gemeinde jetzt schon einstimmen darf und mit ihr im Verein der ganze Kosmos, sinnbildlich angedeutet durch die Schnittblumen in den Vasen und die Tiere und Sterne auf den Leuchtern des Altars. Die Hamburger Künstlerin Ursula Querner hat die pyramidenartigen Altarleuchter geformt. Jeder trägt — entsprechend der Kirchenjahrszeit — auf der Vorderseite ein Tierbild, auf der Rückseite einen Stern. Der Stern mit den sechs Zacken, der noch heute den frommen Juden die Wiederkehr König Davids verheißt, steht als Sinnbild unserer Erwartung auf den Leuchtern der Adventszeit.



Bronzekreuz  
von Ursula Querner



Kanzel  
(Entwurf Bernhard Hopp)

Der Pelikan auf dem Passionsleuchter, der sich die Brust aufreißt, um mit seinem Blut die Jungen zu nähren, ist ein Sinnbild des Gekreuzigten, der die Seinen speist im Heiligen Mahl: »Für dich vergossen zur Vergebung der Sünden.«

Der Phönix, der sich in die Flammen stürzt, um neu und verjüngt in den Himmel aufzusteigen, schmückt den Leuchter der Freudenzeit.

Der Löwe, der nach einer alten Legende, seine totgeborenen Jungen erst durch seinen Anhauch zum Leben erweckt, ist Abbild des Pfingstgeistes, der aus uns alten Menschen neue Kreaturen schafft.

Der Trinitatisleuchter zeigt den Adler, der die Jungen flügge macht, damit sie keine Nesthocker bleiben, sondern sich den Himmel erobern.

Den Sonntagen der Engel und der Ewigkeit sind die zwei Leuchter mit den Pfauen zugeordnet, weil ihr Schweif an die Flügel der Engel gemahnt und ihr Fleisch als unverweslich gilt.

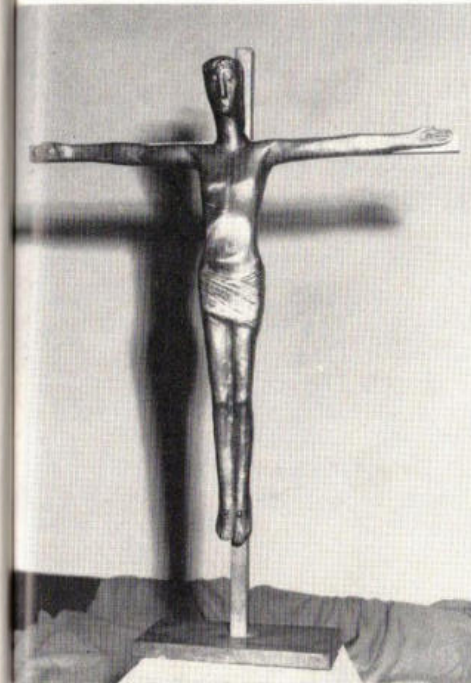
An den höchsten Feiertagen stehen alle sechs Leuchter zu Seiten des großen Altarkreuzes, das im Medaillon das Lamm mit der Siegesfahne zeigt: »Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.«

Links und rechts vom Altar stehen Kanzel und Taufstein, ebenfalls in der Farbe der Goldbronze. Sehr schlicht ist diese überdachte Kanzel mit der quadratischen Stirnwand und den seitlichen Bronzestäben. Um so kostbarer ist die Taufe, die unser Architekt Bernhard Hopp, zusammen mit den Glocken von St. Katharinen von Schillings in Heidelberg gießen und uns als Geschenk zukommen ließ. Wir wählten die seit der Gotik in Norddeutschland beheimatete Form der »Fünfte«, eines bronzenen Taufkessels, der dem Betrachter die alte Taufsitte des Eintauchens vermitteln soll: Bei deiner Taufe bist du nicht nur mit ein paar Tropfen Wasser besprengt, sondern unverlierbar eingetaucht in die Liebe des dreieinigen Gottes. Die Konturen sind durch keine Verzierungen unterbrochen. Der eigentliche Schmuck zeigt sich erst der um die Fünfte versammelten Taufgemeinde: drei Halbkreise aus Bronzestegen sind so in das Rund der Taufschale eingepaßt, daß sie das uralte Trinitätssymbol der drei Fische mit dem gemeinsamen Kopf bilden. Die Körper sind mit perlmuttgrauen, die umgebenden Wasserflächen mit grünblauen Glasmosaiksteinen ausgelegt. Um die Taufschale läuft in Bronzelettern das Jesuswort: »Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.« —

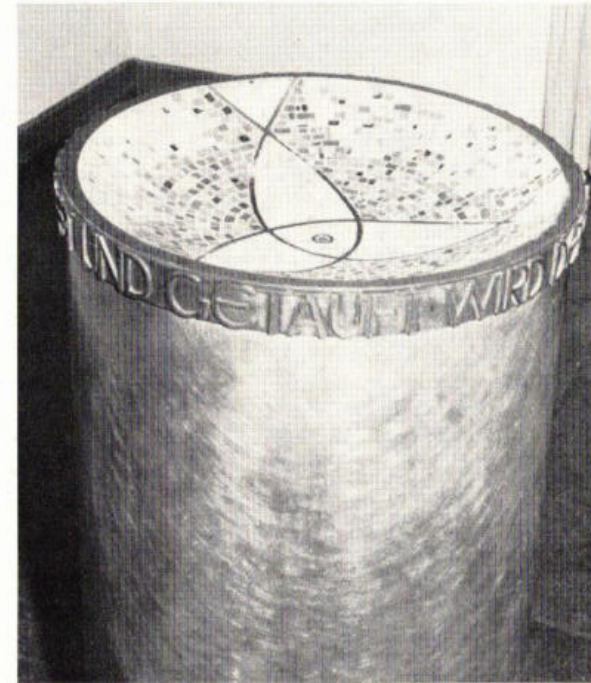
Noch einmal schweift dein Blick durch die Kirche. Du fühlst dich in ihr geborgen. Das beruht auf der Harmonie der Farben, dem Graugrün der Bänke, Brüstungen und Teppiche, dem festlichen Weiß der Decken und Wände und dem Gold der Heiligenscheine und bronzenen Kultgegenstände.

An den Kronleuchtern bleibt unser Auge haften. Mir scheint es sinnvoll, daß Sterne, deren Arme sich vom Eingang bis zum Altarraum unmerklich verdoppeln, die Leuchten tragen. Durch Sakristei und Saal gehen wir hinaus. In dieser Sakristei kann man still werden, vor dem Bild dieses Christus niederknien und Schuld bekennen und vergeben lassen. Es ist eine kleine Bronzeplastik von hohem künstlerischen Wert aus der Meisterhand Ursula Querner. Der gekreuzigte Herr ist zugleich der auffahrende; der Leidende ist zugleich der König.

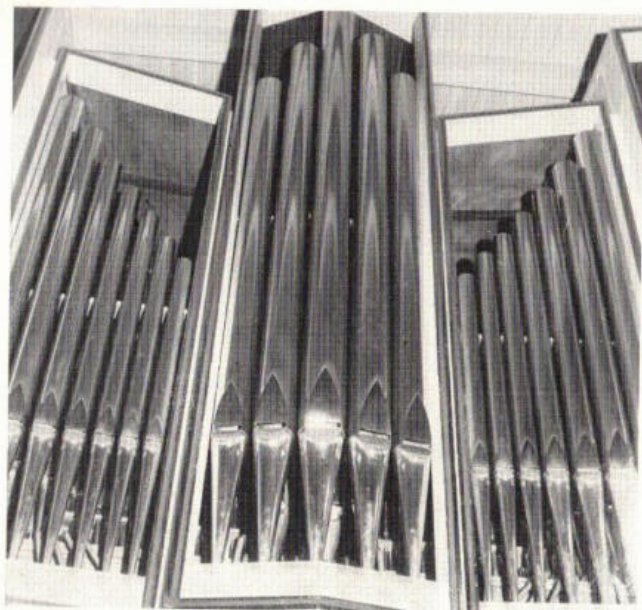
Im Saal fallen uns die Bilder der Dürerschen Apostel auf, erstaunlich gute Kopien, wie wir sie nie hätten erwerben können. Ein uns fremder Hamburger Kaufmann hörte vom Aufbau unserer Gemeinde. Als wir 1952 unser großes Weihnachtsspiel aufführten, brachte er die Gemälde. Hinterher verabschiedete er sich: Wie kann ich euch Geld abnehmen, wo Gott mich gesund aus dem Krieg hat zurückkehren lassen zu meiner Frau und meiner Arbeit.



Der König der Leiden (Ursula Querner)



Taufschale (Entwurf P. G. Müller)



Neue Orgel in der St.-Stephanus-Kirche, erbaut von Paul Ott, Göttingen, eingeweiht zur 50-Jahr-Feier der St.-Stephanus-Kirche. Das Instrument umfaßt 28 Register, verteilt auf drei Werke. Die Disposition:

Hauptwerk	Brustwerk	Pedalwerk
Quintadena 16'	Ranckett 16'	Subbaß 16'
Prinzipal 8'	Quintade 8'	Prinzipal 8'
Gemshorn 8'	Gedackt 8'	Gedackt 8'
Oktave 4'	Rohrflöte 4'	Oktave 4'
Blockflöte 4'	Holzprinzipal 4'	Mixtur 2' 4-5fach
Quinte 2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> '	Weite Oktave 2'	Nachthorn 2'
Waldflöte 2'	Quinte 1 <sup>1</sup> / <sub>3</sub> '	Posaune 16'
Mixtur 1 <sup>1</sup> / <sub>3</sub> ' 5-6fach	Sesquialtera 2fach	Cornett 4'
Trompete 8'	Scharf 3 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> ' 4fach	
Oktave 2'	Krummhorn 8'	
Tremulant	Tremulant	
	Koppeln: Brustwerk/Hauptwerk	
	Hauptwerk/Pedal	
	Brustwerk/Pedal	

## Ein Kantor komponiert

VON THOMAS DITTMANN

Komponist und Kantor — das sind in unserer Vorstellungswelt zwei verschiedene Berufe. Der Komponist schreibt Musik, der Kantor führt Musik auf; der Komponist produziert, der Kantor reproduziert. Diese Trennung der Berufe bzw. der Tätigkeiten ist aber nicht immer selbstverständlich gewesen. Wir wissen, daß beispielsweise fast alle Kirchenmusiker der Barockzeit Tonsetzer und Interpreten in einer Person gewesen sind. Berühmte Namen sind uns allen geläufig: Schein, Schütz, Buxtehude, Telemann, Bach und viele andere mehr. Es ist damals nicht nur das Recht, sondern sogar die vertraglich festgelegte Pflicht der Kantoren und Organisten gewesen, für die kirchenmusikalischen Darbietungen in Gottesdiensten und Abendmusiken ihrer Kirche selbst die »benötigten« Werke zu schreiben.

Zu jener Zeit waren sich komponierende Kantoren und Gemeinde noch einig. Die neuen Kompositionen wurden verstanden und geschätzt, wenn auch die Gemeinde hin und wieder über kühne Neuerungen erstaunt gewesen sein mag. Doch mit der beginnenden Klassik, zum Teil schon bei Bach, begann diese Einigkeit zu zerbrechen. Komponist und Hörer wurden sich fremd. Diese Entwicklung vollzog sich in dem gesamten Bereich der Musik.

Es entstand der Begriff der modernen Musik. Heute stehen wir zumeist ratlos vor der Tatsache, daß der Komponist etwas sagt, das wir nicht hören können und daher nicht hören mögen. Der Mensch »von heute« begegnet der Kunst »von morgen« oder gar »von übermorgen«. So könnte man fragen: ist der Mensch von heute nicht ganz offensichtlich ein Mensch von gestern? Oder umgekehrt: ist der Komponist von heute nicht ganz offensichtlich ein Mensch von übermorgen?

Heute leben Schaffende und Hörende offenbar in zwei grundsätzlich verschiedenen Welten. — Stimmt das

eigentlich? Ist es wahr, daß sich Komponisten und Hörer im Jahre 1962 nichts mehr zu sagen haben? An dieser Stelle wird unser Thema »Der Kantor als Komponist« noch einmal von einer anderen Seite her interessant. Und da diese Überlegungen in einer Festschrift zum Jubiläum der Stephanuskirche aufgezeichnet sind, gewinnt unser Thema auch an praktischem Reiz. Die St. Stephanuskirche hat nämlich einen Kantor als Komponisten.

Ich habe mich mit Joachim Schweppe lange über das oben skizzierte Problem unterhalten. Bevor ich den Versuch mache, unser Gespräch zusammenfassend wiederzugeben, möchte ich der Gemeinde den bisherigen Lebenslauf ihres Kantors kurz schildern. Joachim Schweppe ist am 3. März 1926 in Kiel geboren. In Hamburg machte er das Abitur und studierte anschließend bei Prof. Klusmann Komposition und bei Carlo Stephan, Frau Hansen und Hans Erich Riebesahm Klavier. Im Jahre 1957 ging er nach Lübeck und studierte dort Kirchenmusik. Diese Studienzeit wurde kompositorisch besonders anregend durch die Begegnung und Freundschaft mit Manfred Kluge. 1960 trat er dann an der St. Stephanuskirche seine erste Stelle als Kirchenmusiker an.

Joachim Schweppe schrieb bisher u. a. folgende Werke: Motetten, Orgelchoralbearbeitungen, etwa 100 Lieder, Sonaten und ein Streichquartett. Für die Lieder für Alt und Klavier nach Gedichten von Georg Trakl erhielt er 1961 den Preis der Stadt Stuttgart, für sein Streichquartett im Jahre 1958 einen Preis des Tonkünstlerverbandes Hamburg. Ein Teil seiner Kammermusik wurde auch vom Rundfunk gesendet. Zur Zeit arbeitet Joachim Schweppe an einer »Toccat und Fuge 1962«, die er anlässlich der bevorstehenden Orgelweihe uraufführen wird. Außerdem soll zum 50jährigen Jubiläum der St. Stephanuskirche die Kantate »Die Nacht ist vorgedrungen«, mit dem Text von Jochen Klepper, für Chor, Solisten und Orchester erklingen.

Unser Gespräch, das ich im folgenden zusammenfasse, bezog sich ausschließlich auf das Thema Kantor – Komponist; denn hier liegen für uns Kirchenmusiker wohl die meisten Fragen und die wichtigsten Aufgaben.

Der Kantor als Komponist sagt: »Zunächst einmal ist es notwendig, daß ich neue Musik schreibe. Damit ist nicht etwa gesagt, daß die bisher komponierte Musik nicht mehr gut genug wäre; aber jede Musik ist zeitgebunden, auch die »unvergängliche«, und ich will nicht die Vergangenheit ausdrücken (das kann niemand), sondern die Gegenwart. Ich muß für den Menschen, der heute lebt, sprechen, singen und spielen. Nur so kann ich im eigentlichen Sinne des Wortes lebendig musizieren. Daher also: neue Musik.«

Frage: »Hat diese neue Musik einen Sinn, wenn sie nicht verstanden wird?«

Antwort: »Auf eine so eindeutige Frage gibt es natürlich nur eine eindeutige Antwort: nein. Aber was heißt eigentlich verstehen? Doch sicherlich nicht, auf Anhieb schön finden und gedankenlos bejahen. Bedeutet Verstehen nicht zu allererst, sich gerade mit den Schwierigkeiten, mit dem scheinbar Unverständlichen befassen? Meine Gegenfrage lautet: gibt es wirklich nur die eine Form, Gott zu loben und zu danken, indem die Herzen freudig höher schlagen? Lobe ich nicht vielmehr Gott gerade auch dadurch, daß ich mich mühe mit meinem Lobpreis? Ich gebe selbst die

Antwort: die Gemeinde ist nicht dazu da, Musik nur anzuhören. Wenn der Chor oder wenn Solisten, Orchester und Orgel Kirchenmusik musizieren, dann ist die Gemeinde zwar Hörer, aber mehr als das. Die Gemeinde gehört gleichzeitig zu den Musikanten. Sie soll das, was in ihrem Beisein musiziert wird, selbst mitmusizieren. Sie soll auch in diesem Sinne nicht nur Hörer, sondern auch Täter des Wortes sein. Die Gemeinde braucht sich nicht in erster Linie darum zu sorgen, ob die Musik, die ihr angeboten wurde, schön oder weniger schön oder unerträglich war.«

Frage: »Ist die Forderung nach dem Mitmusizieren der Gemeinde nicht eine Überforderung? Muß es für die Gemeinde nicht ungeheuer schwer sein, das mitzuvollziehen, was der Komponist mit seinen Worten, seinen Noten ausdrückt?«

Antwort: »Ja, es ist schwer. Sicherlich erwarte ich von der Gemeinde sehr viel. Aber ich möchte eines betonen: diese Bitte wird nicht von dem Komponisten als Kantor ausgesprochen, sondern von dem Kantor als Komponisten. Ich bin mir durchaus darüber klar, daß ich in erster Linie als Kantor Glied meiner Gemeinde bin. Ich möchte meine Werke für sie und mit ihr aufführen, weil ich zu ihr gehöre.«

Frage: »Gibt es eine Gegenleistung des Komponisten für diese indirekte musikalische Mitarbeit der Gemeinde?«

Antwort: »Ja. Die Gegenleistung ist für den Kantor als Komponisten nahezu selbstverständlich. Ein rechter Kirchenmusiker wird seinen Chor und eben auch seine Gemeinde bei der Niederschrift eines Werkes im Auge haben. Immer wird die Gemeinde beim Komponieren, bewußt oder unbewußt, »dabei« sein. Immer wird es das Bemühen sein, der Gemeinde so nahe wie möglich zu kommen, ohne allerdings die eigene Art zu verraten. Ich kann die Gemeinde daher nur bitten, mir in meiner Arbeit Vertrauen entgegenzubringen.«

So weit unser Gespräch. Gewiß konnte es nicht alle Fragen klären, aber vielleicht hat es doch gezeigt, daß der Kantor als Komponist seinen Auftrag sehr ernst nimmt. Er kann die Stilmittel alter Zeit nicht wiederholen; aber er will die Kirchenmusik, ob in Gottesdienst oder Abendmusik, auch nicht zum weiten Feld sogenannter Experimente machen. Er schreibt seinen Stil, seinen Klang (Dissonanzen zum Beispiel sind für ihn nicht nur harte

Reibungen), und bemüht sich doch, nicht nur der Gemeinde verständlich zu sein, sondern auch selbst die Gemeinde zu verstehen. Unser Bemühen sollte dahin gehen, uns in seine Musik hineinzuhören. Mit dem einmaligen Hinhören ist es nicht getan. Gewöhnung (nicht Gewohnheit) und Übung werden für uns eine wesentliche Hilfe sein. So werden sich Hörer und Komponist auf dem manchmal langen Wege, der zwischen ihnen liegt, schließlich begegnen.

## Zwei Pastoren, die wir hatten

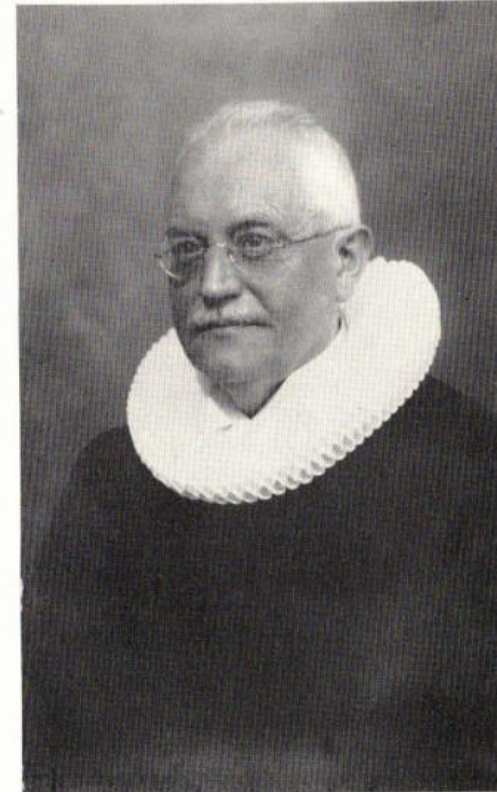
VON HANS HERTRICH

Wer versucht, Lebensbilder von Pastoren an St. Stephanus zu zeichnen, kommt zur Erkenntnis: nicht die großen Prediger sind es gewesen, die in ungebrochener Erinnerung fortleben, die mithin Wirkung in die Breite ausgeübt hätten. Mag es in anderen Gemeinden so sein, in West-Eimsbüttel ist es nicht so gewesen. Wer nach Predigern fragt, wird nach einigem Zögern mit ziemlicher Einmütigkeit an Friedrich von Boltens und Johannes Klinkott gewiesen. Lassen wir ihnen den Ruhm! Er soll nicht geschmälert sein, wenn wir uns heute zwei Männern zuwenden, die in anderer Weise im Gedächtnis der Freunde ihren Platz behaupten: Olaf Nissen und Adolph Pauly.

Beide leben längst im ewigen Ruhestand. Sie können nicht mehr darunter leiden, wenn ich von ihnen erzähle. Ich will ihnen auch keinen Schmerz antun. Im Gegenteil: es müßte sie freuen zu erkennen, wie tief sie sich der Erinnerung eingepreßt haben. Denn nur das Ungewöhnliche bleibt und drängt nach Gestaltung.



Pastor Nissen



Pastor Pauly

»Wer sich selber lebt – der ist, ob auch lebendig, tot. Wer dem Herrn lebt – der lebt, mag er auch sterben.« Diese Sätze standen am Schluß der letzten Osterpredigt, die Olaf Nissen im April 1924 wenige Wochen vor seinem frühen Tode gehalten hat. Man tat sehr wohl daran, in diesen Worten das Vermächtnis des Mannes zu sehen, denn sie sind bezeichnend für sein Leben und Denken. Nissen lebte in rücksichtsloser Einfachheit und Bescheidenheit; jedes Standesbewußtsein, ja Gefühl für gesellschaftlichen Rang war ihm fremd. 1873 bei Apenrade geboren und in dörflichen Verhältnissen aufgewachsen, behielt er das Dänische als seine Muttersprache lieb und hat bis zuletzt, seine Heimat aufsuchend, dänische Predigten gehalten. Nissen studierte in Kiel, wurde 1899 in Schleswig ordiniert und versah zunächst ein Pfarramt in der Nähe seiner Heimat. 1908 wurde er nach Hamburg berufen, eingeführt in der Apostelkirche, damals neben der Christuskirche das einzige Gotteshaus in Eimsbüttel. 1912 übernahm er das erste Predigtamt an der Stephanus-



kirche, für deren Bezirk er sich dann lebenslang verantwortlich wußte. Wie schwierig die Verhältnisse lagen, mag man dem Bericht über die Anfänge von St. Stephanus entnehmen. Nissen ist über eine kleine Kerngemeinde auch nie hinausgekommen, obgleich er viele Freunde gewann und als einfühlsam und kontaktstark galt. Den Versuch, in entlegene Bereiche seiner Gemeinde vorzustoßen und breitere Schichten anzusprechen, hat er offenbar nicht als vordringliche Aufgabe empfunden; Nissen konnte gelegentlich im Gespräch souverän bestreiten, die Bedeutung des Geistlichen sei an der großen Gemeinde ablesbar. Über die Tatsache, daß Neigung und Orientierung die Kirchgänger seit jeher stärker zur Apostelkirche wiesen, hat er sich neidlos erhoben. Als sein Küster ihn eines Sonntags vor Gottesdienstbeginn auf den geringen Besuch ansprach, erwiderte der stattliche, vornehme Mann mit wegwerfender Handbewegung: »Wo die Leute hingehen, ist ja ganz gleich.« Die Musik liebte er sehr; manche wissen noch von schönen Stunden zu berichten, da die Gemeindejugend sich vor seinem Hause versammelte, um ihm Volkslieder darzubringen — damals so wenig selbstverständlich wie heute. Das Besondere an ihm ist die wahrhaft seltene Zucht, mit der er sich über seine Lebens-tage Rechenschaft gab. »Grünt noch der Baum oder ist er schon gefällt, dessen Bretter deinen toten Körper umschließen werden?« hat er einmal gefragt. Das Leben war ihm ein langsames Sterben, eine Erwartung des Todes. In der erwähnten Predigt findet sich der Hinweis, daß der Tod in jedem Menschen verborgen arbeite und wir ihn von einem Tag zum anderen hinübernehmen. Nissen hat in ständiger Ahnung und Bereitschaft auf den Tag hingelebt, da er abberufen wurde. Da seine Gesundheit zu wünschen übrig ließ, mochte diese Haltung naheliegen. Er war 51 Jahre alt, als ihn eine Grippewelle dahinraffte. »Tröstet, tröstet mein Volk« — mit diesem Vermächtnis hat Pastor Claussen am Grabe Olaf Nissens seinen Lebenskreis geschlossen.

Wenden wir uns Adolph Pauly zu. 1881 in Hamburg als Pastorensohn geboren, begann er nach dem Studium zu Erlangen, Leipzig und Berlin 1908 seine Tätigkeit an St. Markus, Hoheluft, und setzte sie 1911 als Pastor, später als Rektor im Krankenhaus Bethesda fort. 1920 nach West-Eimsbüttel berufen, war er nach Wesen und Charakter geeignet, das Werk Olaf Nissens fortzuführen, dessen Amtsbruder er noch vier Jahre gewesen ist. Landesbischof D. Schöffel hat 1952 im Nachruf vermerkt: »Pastor Pauly war ein treuer Zeuge, kein Kämpfer, sondern ein Friedensmensch, einer der Stillen im Lande, die doch durch ihr Wesen und Werk eine tiefe Wirkung auf ihre Umgebung ausüben.« Versuchen wir zu klären, worauf sich das Urteil gründet. Wer die Mosaiksteine dieses Lebens zusammenstellt, gewinnt das Bild eines gewissenhaften Seelsorgers, der sich unermüdet der sozialen Tätigkeit und dem Besuchsdienst hingab, den er, einer längst abgestorbenen Sitte gemäß, im vollen Pastorenornat durchführte. Das mochte wohl Aufmerksamkeit erregen, wenn er, für jedermann als Pfarrer kenntlich, durch die Straßen zog; viele kamen spontan auf ihn zu, sprachen ihn an und fühlten sich getröstet, wenn der gütige Mann wenige Worte mit ihnen gewechselt hatte. Sein Gedächtnis gab mühelos die Namen der Menschen her, mit denen er einmal Umgang gehabt; das ermöglichte ihm, für jeden ein treffendes Wort zu finden und ihn später fürbittend

zu tragen. Nicht, als ob ihm sein Dienst leichtgefallen sei. Das Gegenteil trifft zu: Pauly hat um jeden Gedanken gerungen und sich bis zum Zerbrechen der Gesundheit, die ihn 1937 zur vorübergehenden Versetzung in den Ruhestand zwang, Beträchtliches abverlangt. Von hieraus wird deutlich, warum sein Werk nicht in die Öffentlichkeit drang, sondern in der Stille wirksam blieb. Das ist nach außen erstaunlich. Denn Pauly besaß Eigenschaften, die ihm Volkstümlichkeit hätten eintragen können: er fand offene Häuser, weil er nie mit leeren Händen erschien, sondern viele reich zu beschenken wußte. Er liebte das Plattdeutsche, konnte anschaulich und humorvoll erzählen und hat seine eigentliche Stärke ganz zweifellos im persönlichen Gespräch zur Geltung gebracht. So schien er für Eimsbüttel wie geschaffen, zumal er leicht verständlich predigte. Aber es schien nur so. Pauly hat seine Volkstümlichkeit selbst zu verhindern gewußt. Sie war mit seinem Wesen unvereinbar. Im Grunde vermochte er nie eine stark nach innen gekehrte Frömmigkeit zu verbergen, und hohe Achtung vor der Würde des Mitmenschen hat ihn vor dem Glauben bewahrt, das Gelingen der Gemeindeglieder hinge vom eigenen alleinigen Einsatz ab. Genau das hat D. Schöffel gemeint, wenn er ihm das Zeugnis des Kämpfers aberkannte und ihn mit einem Friedensmenschen verglich: kein Werturteil, sondern die Feststellung: Pauly konnte seine Person zurückstellen, sich im Hintergrund halten, wenn es galt, andere zum Einsatz zu bringen. Er hat stets eine reibungslose Zusammenarbeit mit seiner Umgebung verwirklicht, weil er es glänzend verstand unauffällig zurückzutreten, um seine Mitarbeiter vorzubereiten und einzusetzen. Eine nicht eben häufige Erscheinung! Wäre es anders, dann hätte sich das Gespräch um die Mitarbeit der Laien in der Kirche nicht festgefahren. Pauly hat dem Gemeindeglied auch darin die Hand gereicht, und das ist eine Tat, die schwerlich überschätzt werden kann.



Weihnachtskirche 1956

## Die Pastoren zu St. Stephanus

OLAF NISSEN	1912 - 1924
HERMANN BOHLKE	1913 - 1920
ADOLPH PAULY	1920 - 1937
OSKAR MATTHÄEI	1925 - 1931
FRIEDRICH-WILHELM VON BOLTENSTERN	1931 - 1933
JOHANNES KLINKOTT	1933 - 1946
HELLMUT GRONAU	1938 - 1951
PAUL GERHARD MÜLLER	seit 1946
STEPHAN WIENBERG	1952 - 1961
KARL GÜNTHER	1957 - 1962
HANS HERNTRICH	1961
WOLFGANG WENDORFF	seit 1961
BRUNO BORCHERT	seit 1962



Das Siegel der Evgl.-luth.

Kirchengemeinde St. Stephanus

## „He hett di liekers in Sien Hann...“

VON FRANZ LÜTTJOHANN

Wenn een Gewidder kamen deit un de Wulken an Heben tohop weiht sünd, denn gifft dat jümmer noch een lütt Tied Roh un Still vör den Storm.

Up'n Lann geiht de Arbeit denn noch richdi los. De Lüd wüllt reddden, wat noch to red-den is. Glicks kümmt de Gewidderregen dal. Ick meen, so hebbt wi all de Tied an-keken, as wi de John vör den letzten Krieg in uns Sankt Stephanusgemeende belewt hebbt. Ick dink noch an de beiden Leeder, de wi mit all de annern Leeder domols jümmer wedder sunge hebbt:

»Wir wolln uns gerne wagen, in unsern Tagen, der Ruhe abzusagen, die's Tun ver-gißt. Wir wolln nach Arbeit fragen, wo welche ist, nicht mehr am Amt verzagen, uns fröhlich plagen und unsre Steine tragen aufs Baugerüst«,

»Und wollte alles wanken, und alles bräche ein, so sollen dein Gedanken in Ihm ver-wurzelt sein. Wenn auch von deinen Wän-den der letzte Pfeiler fällt: Er hat dich doch in Händen, der alle Himmel hält.«

Dad is doch wunnerbar: Nich lang dornah is allens tohopensackt, wat Minschen but un flietig tohopbröcht harrn. Blots HE is bleeben, uns HERR un Heiland; in all de Trümmers, in alle Nood un Dood bleew HE gans alleen jümmer desülwe.

Mien leewe Frün, wat heff ick för Bang hatt üm uns leewe Sankt Stephanuskark. De Kark is heel bleewen. Ick dink an de Obende in unsern Gemeendsaal trüch. Ick seeh noch all de jungen Minschen in de Jugendkrinks, Otto Maak un uns domols noch jungen Diakon Paul Germer. Ick dink an de veelen Kinner in Kinnergottesdeenst un an de Lehrstünn för de Helpers. Wat weer dat för een grooten Krink vun Hel-pers! Ick dink an de scheune Arbeid in den lütten Missionskrink.

Aber ick glöw, dat best weer domols de Bibelstünn in den Saal an Eidelstedter Weg. Düsse lütt Saal weer gans vull vun Min-schen. Faken hebbt wi noch Stöhl vun bo-wen dalholt un in den Vörruum sett.

Ick seh noch dat Gesicht vun unsern Pastor Klinkott. He keem rin un freit sick in stil-len, wat so veel Lüde unsern Herrgodd Sien Woord hörn wulln. Wi lesen in de Bibel un snacken doröwer. De nächste Stünn hett jümmer een vun de Tohörers seggt, wat besproken weer. De Lüde bröchen ehre Be-kannten mit, un an Sünndag keemen veel Lüde to Kark. Se weern döstig nah Godds Sien hillig Woord.

Wi wüllt all uns Mitarbeiters Dank seggen, unsern Organist Otto Knopf, he weer von 1921 bit 1938 bi uns. Wi dankt de veelen Deerns vun uns Karkendor. Wi dankt den jungen Organist Richard Pick, he weer von 1939 bit 1941 bi uns. In Krieg is he ver-schullen; dat deit uns heel leed. Wi dankt den Hilfskoster Fritz Scheel. Wi seggt Dank all de so flietig to Kark kamen sünd. Veele sünd nich mehr bi uns, de Dood hett ehr holt.

Ick segg: düsse John vör dat groot Un-wedder hebbt uns klar un dütli nah Chri-stus, nah Sien Woord un Sien Sakrament henföhrt.

HE hett uns wohl sülden torüst för de sware Tied, de bald kamen schüll.

Wi köönt hüt blots EM Dank seggen. HE hett uns reddt ut de Schreckenstied dörch Siene Kraft. Wi dankt EM för de Min-schen, de HE uns an de Sied gewen hett; männi vun de leewt hüt noch, männi vun de dankt EM un priest Sienen Namen in hogen Chor vör unsern HERRN Sienen Thron.

## Wie wir zu Ihnen kamen

VON KARL GÜNTHER

Ausgangspunkt für den Besuchsdienst in unserer Gemeinde war der Eimsbütteler Kirchentag im Oktober 1958, der in St. Stephanus stattfand. Das Amt für Öffentlichkeitsdienst half uns bei der Einladung zu den Veranstaltungen mit einem bewährten Team von Besuchern, die aus ganz Hamburg bei uns zusammenkamen und im Bereich Lutterothstraße, Sartoriusstraße, Stellingner Weg und Hartwig-Hesse-Straße mit Besuchen begannen. Aus der eigenen Gemeinde waren über fünfzig Menschen diesen Besuchergruppen zugeordnet. Es waren schwere und anstrengende Tage, aber sie zahlten sich aus mit guten Gesprächen in Haustür und Wohnung.

Von diesem Besuchsdienst blieb ein kleines Team von Gemeindegliedern und Kirchenvorstehern zusammen, die begonnene Arbeit fortzusetzen. Bei der Frage, wie solch eine Mannschaft sinnvoll arbeiten kann, bieten sich folgende Aufgaben an: Besuche von Tür zu Tür durch Häuser und Straßen, oder mit besonderem Besuchsziel in Einfamilien. Die Gruppe von St. Stephanus hat sich für das letztere entschieden. Hier gibt es manche Möglichkeiten. Einige Besuchertrupps, in denen die Jugend vertreten war, besuchten junge Menschen der neu konfirmierten Jahrgänge, um sie in unsere Jugendgruppen einzuladen. Vor meinem Dienst in der Gemeinde St. Stephanus hatten sich Besucher aus dem Kirchenvorstand besonders der neubezogenen Wohnblocks angenommen. Einer aus unserem Team hatte sich auf Kranke festgelegt. Ein anderer machte spezielle Besuche, um auf unsere Gemeindepflege hinzuweisen.

Der Schwerpunkt lag noch auf einem anderem Gebiet: Aufmerksamkeit gegenüber den Eltern neugeborener Kinder. Durch den erfreulichen Anlaß war das meist leicht und einfach, obwohl man in Tauf- und Erziehungsfragen Kenntnis haben mußte. Es ist gut, wenn die Kirche, vertreten durch die Gemeindeglieder des Besuchsdienstes, nicht nur als fordernde Kirche kommt, sondern mit Rat und Tat an die Menschen herangeht.

Insgesamt muß ich sagen: es war eine Freude für mich als Pastor, mit Menschen zusammenzuarbeiten, die durch Besuche den Auftrag Christi, gute Haushalter zu sein und damit ihre Zeit und Begabung richtig für andere Menschen einzusetzen, hier zu erfüllen begannen: Menschen mit Wort und Tat zum Herrn der Kirche zu führen.



Schülergruppe unseres Kindertagesheimes Schwenckestraße 52

## Bevor sie selbständig werden...

VON ILSE SCHLICHTING

Wenn wir um 7 Uhr morgens unsere Türen öffnen, stehen bereits einige Mütter mit kleinen Jungen und Mädchen wartend davor. Die meisten kennen schon den Weg zu ihrem Garderobenhaken und zu ihrem Gruppenraum. Die Neulinge halten noch ängstlich die Hand der Mutter fest; das erste Lächeln geht über ihr Gesicht, wenn sie durch die Vorhalle gehen und an die Wand schauen: Da kommen aus der Arche Noah Rehe, Seehunde und all die Tiere, die sie von Hagenbeck schon kennen, und wandern und fliegen und schwimmen den Kleinen voran in die Gruppenräume.

Dann stehen die Kinder vor dem Spielmaterial, manche fast ratlos. Einige können überhaupt nicht allein spielen. Andere können sich nicht gut entscheiden, womit sie sich beschäftigen wollen, und greifen laufend nach anderen Sachen. Bei nicht wenigen hat das Überangebot an häuslichem Spielzeug die kindliche Phantasie gar nicht zur Entwicklung kommen lassen. Hier muß die Kindergärtnerin mit viel Geduld und Einfühlungsvermögen helfen, daß es wie ein gesundes Kind spielen lernt.

Die Kleinen interessiert weniger, welche Bilder an den Wänden hängen und wie die Farben der Wände, Fußböden und Gardinen aufeinander abgestimmt sind. Aber uns ist klar, daß die Seele des Kindes und sein Geschmacksurteil durch die Farben und Formen seiner Umgebung täglich beeinflußt werden.

Eine wichtige und heilsame Rolle spielt das Musizieren mit Blockflöten, Trommeln, Schellen und Xylophonen und dem für Kinderohren so lustigen Spinett. Das Singen wird auch nicht vergessen. Manches Kind hat hier erst erfahren, wie gut es tut, sich einer Gemeinschaft unterzuordnen.

Zur Morgenandacht um halb zehn Uhr trifft sich die ganze Hausgemeinschaft, alle Mitarbeiterinnen mit den etwa achtzig bis neunzig Kindern von drei bis sechs Jahren. Da wird gesungen und musiziert und biblische Geschichte erzählt.

Beim Auf- und Abdecken des Frühstücks helfen die Kinder mit und lernen dabei, geschickt, selbständig und hilfsbereit zu werden. Alle Beschäftigungsformen eines modernen Kindertagesheimes dienen nicht dem Zeitvertreib, sondern der Entwicklung der seelischen und körperlichen Kräfte der Kinder. Ich nenne nur Gymnastik, Klettern und Turnen an Geräten, Blumenpflege, Basteln, Malen und Modellieren, Bilder- und Märchenbücher und das Puppenspiel.

Die Wirtschaftsleiterin mit ihren Helfern sorgt für ein Mittagessen; danach schlafen die Drei- bis Fünfjährigen, soweit sie unser Heim nicht nur am Vormittag besuchen. Inzwischen sind die Sechs- bis Fünfzehnjährigen aus der Schule gekommen und füllen unsere Räume. Wenn sie ihre Schularbeiten erledigt haben – meist nur mit Hilfe der Kindergärtnerin – treiben sie Spiel oder Sport, Musik, Tanz oder Laienspiel.

Wenn die Kleinen ausgeschlafen haben, wenn alle Schuhbänder zugebunden und alle Hände wieder gewaschen sind, gibt es Nachmittagskaffee. Zwischen halb fünf und halb sechs werden die Kinder von Vater oder Mutter abgeholt. Nicht selten wundern sich die Eltern, wie sich ihr Kind in der Heimgemeinschaft ganz anders gibt als zu Hause.

Die Zusammenarbeit mit den Eltern ist Grundlage unserer Arbeit. Es sind nicht nur die alleinstehenden Mütter, die zu den Kindergärtnerinnen kommen und manchmal ihr Kind mit neuen Augen sehen lernen. Unsere Elternabende haben noch nie Mangel an Stoff und an Besuchern gehabt. Oft müssen wir nicht nur unseren Heimarzt, sondern auch die Schulen, das Jugendamt und die Fürsorge für die uns anvertrauten Kinder bemühen.

Natürlich, das Schönste außer der großen Ferienreise sind die Feste: Fasching und Laternenumzug, Weihnachten und Ostern.

Ein Kindertagesheim kann und soll das Elternhaus nicht ersetzen. Aber es will ihm helfen, die Kinder zu verantwortungsbewußten, selbständigen und hilfsbereiten Menschen zu erziehen.

## Auf dem Weg zur dienenden Gemeinde

VON PAUL GERHARD MÜLLER

Viele entsinnen sich noch an die Zeiten der Ausbombung. Alle Räume, sogar die Kirche, waren bis an die Decke voll geretteter Möbel. Fast in jedem Zimmer hatten wir eine ausgebombte Familie, in einem Kellerraum sogar fünf Personen. Wissen wir noch, wie wir damals gehungert haben? Alle Kräfte der Gemeinde waren eingesetzt mit Verteilung von Fischen, Gemüse, Kleidung, Wäsche, Möbeln. Im Saal Eidelstedter Weg hatten wir eine Kinderspeisung eingerichtet, bei der aus Schweden und Norwegen wertvolle Hilfe kam.

Kinder fanden schon seit Jahren ein Heim im Saal Eidelstedter Weg, seit dem Kindergarten von Tante Meta bis zur Sonntagsstunde, die wir noch heute dort für die Kleinen halten. Dieser Dienst hat seine Krönung in unserem Kindertagesheim gefunden. Auch junge Menschen kamen regelmäßig zusammen, zu Bibelarbeit, Diskussion, Spiel und Tischtennis. Wenn sie jetzt zur Trauung oder Taufe ihrer Kinder oft von weither zu uns kommen, erzählen sie noch von den Freizeiten in Grömitz, am Kellerssee und in Cuxhaven und von den Aufführungen unserer Laienspielschar. Wir haben versucht, junge Menschen zum Dienen zu erziehen, durch kleine Hilfeleistungen und bei Sammlungen. Unsere Konfirmanden hatten dabei schöne Erfolge; damit halfen sie uns, die Weihnachtsbetreuung der Alten und Einsamen auszugestalten. Dankbar sind wir über das Vertrauensverhältnis zu den vielen Schulen in unserem Bezirk. Vielen Schülern haben wir christliche Filme gezeigt und zur Aussprache gestellt. Wiederholt hielten wir vor den oberen Klassen Vorträge, zuletzt sprach Pastor Irmeler vom Gusav-Adolf-Werk über »Begegnung mit Christen in der Sowjetunion«. Jahrelang kamen Religionslehrer, Mitarbeiter, Eltern und Pastoren zu einer »Religionspädagogischen Arbeitsgemeinschaft« zusammen.

Unsere Alten und Einsamen liegen uns besonders am Herzen, weil wir um ihre Not und ihre quälende Einsamkeit wissen. Wir haben ihnen in unserer von Frau Bartels geleiteten Frauenhilfe und im Alten-Bibelkreis unserer Gemeindegemeinschaft versucht Gemeinschaft zu vermitteln. Ihnen sind Lebensmittel, Kleidung und Päckchen zugute gekommen.

Diese diakonischen Arbeiten haben wir nur mit Hilfe unseres Diakonie- und Gemeindepflege-Helferkreises schaffen können. Was bedeutet es, wenn Glieder unserer Gemeinde jahrelang ehrenamtlich von Haus zu Haus gehen, um Spenden zu erbitten und um Sorgen und Nöte anzuhören! Sie halfen uns, eine Schwesternstation aufzubauen und aufrechtzuerhalten.

Aber auch von einer unbewältigten Aufgabe muß hier die Rede sein: Der Dienst an den mittleren Jahrgängen, den berufstätigen Eltern unserer Konfirmanden. Einen Männerkreis haben wir nicht zusammenbekommen. Wir mußten uns darauf beschränken, gelegentlich die Ärzte und Apotheker, die Kauf- und Geschäftsleute, die Techniker und Handwerksmeister zu gesonderten Ausspracheabenden zusammenzubitten.

Anders ist es bei unseren alljährlichen ganztägigen Ausflügen mit Gemeinde oder Gustav-Adolf-Werk und auf unserem Stephanus-Dom, der meist mit einem Basar oder einer Tombola verbunden ist. Regelmäßig sammeln sich Ehepaare und solche, die es werden wollen, in unserem Clubzimmer und diskutieren ernst und fröhlich ihre Probleme im Arbeitskreis »Junge Familie«. Verschiedene Arbeitsformen haben wir mit wechselndem Erfolg erprobt: Filmbesprechende, Kunstvorträge- und Führungen, volksmissionarische Vorstöße, Trinkerfürsorge, Besuchsdienst durch Laien und Mitarbeiter bei Tauffeltern und Neuzugezogenen und – nicht zu vergessen – unsere Kirchenkonzerte. Jeden Freitag abend bereiten wir die Predigt mit der Gemeinde vor und besprechen sie nach dem Gottesdienst. Dies scheint uns eine moderne Bibelarbeit zu sein, an der erfreulicherweise alte und junge Gemeindeglieder gleichermaßen Freude haben und die, wie wir hoffen, auch weitere Kreise anziehen wird.

Die weltweite Bedrängnis der Evangelischen in andersgläubiger Umgebung und die Not und Verheißung der Äußeren Mission sind an St. Stephanus immer bewußt geblieben. Und für unsere Patengemeinde in Mitteldeutschland stehen wir mit regelmäßigen Paketen und mit vielen persönlichen Briefen ein.

Eine dienende Gemeinde – wir sind es noch lange nicht. Aber wir sind schon auf dem Wege, wenn wir über uns und unsern Kirchturm hinausblicken.

## Im Dezember 1962 standen im Dienst der Kirchengemeinde:

*Pastor Paul Gerhard Müller, Vorsitzter*

*Pastor Wolfgang Wendorff*

*Pastor Bruno Borchert*

*Gemeindeältester Karl Schmidt*

*Gemeindeältester Kurt Pasche*

*Gemeindeältester Willy Kropp*

*Kirchenvorsteher Willi Wegehaupt, Synodaler*

*Kirchenvorsteher Fritz Kukuk, Verwaltender*

*Kirchenvorsteher Alfred Koch*

*Kirchenvorsteher Dr. Joachim Richter*

*Kirchenvorsteher Rolf Freese*

*Kirchenvorsteherin Lissi Sierakowsky*

*Kirchenvorsteherin Luise Berschinski*

*Kirchenrendant Johannes Iversen*

*Kantor und Organist Joachim Schweppe*

*Küster Franz Lüttjohann*

*Gemeindeschwester Rosemarie Lehsten*

*Angestellte Rita Herrmann*

*Angestellte Frieda Vincentini*

*Hausmeisterin Erika Grigat*

*Jugendleiterin Ilse Schlichting*

*Kindergärtnerin Antje Faust*

*Kindergärtnerin Renate Hansen*

*Kindergärtnerin Rosemarie Heinrichs*

*Kindergärtnerin Gerda Rehwinkel*

*Kindergärtnerin Ursula Wüsthoff*

*Wirtschaftsleiterin Anke Wilke*

*Hausmeister Hildegard und Manfred Lange*

Umschlagentwurf und Layout Hans-Frieder Kühne  
Gesamtherstellung: Pergamos-Druck - Heidrich & Bender - Hamburg 1